

LESEPROBE

Meine vergiftete Heimat

Eine kabyllische Autobiografie

Manis Amrioui



Teil I · Viertes Kapitel

Als der Krieg ins Dorf kam

Diese Leseprobe umfasst das vollständige vierte Kapitel des ersten Teils.
Es spielt Mitte der 1950er Jahre in Ibouhrene, einem Bergdorf der Kabylei,
und erzählt, wie der algerische Unabhängigkeitskrieg das Dorf erreicht.

Probekapitel (4. Kapitel von Teil I)

Als der Krieg ins Dorf kam

Es war nur eine Frage der Zeit, bis dieser Krieg auch uns erreichte. Im Norden von Ibouhrene erhebt sich ein Berg, weniger als einen Kilometer entfernt und etwa 800 Meter hoch. Bis zur Generation meines Vaters war er unter dem kabyllischen Namen Iyil Larev̄ea bekannt, »Mittwochsberg«, da dort mittwochs ein Markt stattfand. Später wurde dieser Name zu »Sidi Ali Bounab« arabisiert. Wann genau die französische Armee auf seinem Gipfel einen Stützpunkt errichtete, ist mir nicht bekannt. Die Bauarbeiten müssen eine Weile angedauert haben, denn er bestand aus einer großen Kaserne und mehreren Beobachtungsposten, von denen aus die umliegenden Hügel und Täler überwacht werden konnten. Von der strategischen Bedeutung dieses Berges wussten die Franzosen schon lange, denn bereits 1844, während ihrer Eroberungen, hatten hier schwere Kämpfe stattgefunden.

Mit vier oder fünf Jahren nahm ich sicherlich wenig Notiz von den Bewegungen auf dem fernen Berg. Meine erste Erinnerung an den Krieg ist darum auch eine andere. Sie betrifft jenen Tag, als zum ersten Mal Soldaten in unser Dorf marschierten. Das war ein Anblick! Eine Gruppe gleich gekleidete Männer, zwei von ihnen mit tiefschwarzen Gesichtern und Händen, schwärzer noch als die der arabischen Salzhändler, die anderen mit helleren als unseren. Sie trugen Maschinengewehre und waren mit weiteren unbekannten Gegenständen bepackt. An ihren Gürteln hingen Werkzeuge, die wir nie zuvor gesehen hatten. Nicht nur die Kleidung in hellem Khakigrün, auch die Bérêts, Schuhe und Rucksäcke waren identisch. »Das müssen französische Soldaten sein«, tuschelten wir. Neugierig, wie wir waren, näherten wir uns ihnen vorsichtig. Wir hörten Wörter wie »dégeulasse«, »Muchacho« oder »Fellagha« und dachten, das seien französische Wörter. Als die Soldaten uns etwas auf Arabisch zuriefen, wunderten sie sich, dass wir es nicht verstanden. Wenn sie die Erwachsenen ansprachen, antworteten diese immer wieder mit demselben Satz: »Ici kabyle, monsieur! Ici kabyle«, »Hier (spricht man) Kabyllisch!«, denn den Soldaten war offenbar nicht erklärt worden, wo man sie hingeschickt hatte; dass sie es in unserem Dorf nicht mit Arabern zu tun haben würden.

Nach einigen Stunden zogen die Soldaten wieder ab, und die meisten von uns verstanden nicht, warum sie überhaupt gekommen waren. Doch von diesem Tag an hatten wir keine Ruhe mehr vor ihnen. Regelmäßig alle paar

Tage kehrte eine Einheit zurück. Zunächst umzingelten sie das Dorf, dann marschierten sie vorsichtig hinein.

Die ersten Male verhielten sie sich noch friedlich. Uns Kindern schenkten sie Schokolade, eine Köstlichkeit, die wir bis dahin nie gekostet hatten. Wir fanden schließlich heraus, dass die meisten dieser Soldaten keine Franzosen waren. Sie gehörten zur Fremdenlegion, der »Légion étrangère«, und stammten aus unterschiedlichen Ländern. »Dégeulasse« war zwar ein französisches Wort und bedeutete »eklig« oder »abscheulich«, doch »Muchacho« stammte aus dem Spanischen und »Fellagha« nannte man in der Armee die algerischen Rebellen. Arabisch sprachen die meisten nur gebrochen und vom Kabyllischen wussten sie rein gar nichts.

Wir Kinder nahmen es als Spiel. Mit der Schokolade hatten die Soldaten unsere Sympathie gekauft. Nun bastelten wir Gewehre aus Holunderzweigen, zielten auf imaginäre Feinde und riefen »Peng! Peng!« Ein paar Wochen spielten wir das – so lange, bis wir die wahre Natur dieses Krieges erleben mussten.

Tatsächlich kamen die Soldaten nicht ohne Grund. Die Kommandanten suchten das Gespräch mit den Männern des Dorfes. Denn vor den großen Umwälzungen durch den Krieg und in der unabhängigen »Volksrepublik« Algerien waren die kabyllischen Dörfer noch beinahe selbstständige Mini-Staaten, regiert von den »Weisen des Dorfes«, respektierten älteren Männern. Unter ihnen gab es keine Hierarchie oder strikte Ressortaufteilungen. Öffentliche Projekte wurden aus drei Quellen finanziert: erstens aus Bußgeldern für Disziplinlosigkeit, Unordnung, Streit, Beleidigungen und Respektlosigkeit. Zweitens aus Spenden, etwa anlässlich der Geburt eines Jungen. Und drittens aus Versteigerungen von Gemeinschaftseigentum oder dem Erbe Verstorbener ohne Nachkommen.

Bevor der Konflikt mit der Kolonialmacht eskalierte, wusste niemand, wie sich die Männer des Dorfes zu den Kämpfern der FLN verhalten würden. Ein wichtiges Ziel der französischen Strategie bestand darin, die Bevölkerung von einer Zusammenarbeit mit ihnen abzuhalten. Die Methoden, die sie dafür anwandten, bewirkten allerdings oft das Gegenteil. Es fanden sich aber einige Kabylen, die sich bereiterklärten, im Sinne der Franzosen für Recht und Ordnung zu sorgen. Sie standen als sogenannte »Harkis« in verschiedenen Rangstufen auf der Gehaltsliste der französischen Armee und waren teils als gewöhnliche Soldaten in die Streitkräfte integriert. In anderen Fällen fungierten sie als eine Art

Dorfpolizei, die das Geschehen im Dorf kontrollieren und Informationen an die Franzosen weitergeben sollten.

Bald wurden wir ein weiteres Mal umzingelt, doch anstatt nur einige Stunden auf dem Dorfplatz zu lagern, führten die Franzosen jetzt eine Razzia durch. Mit meiner Mutter und einigen Geschwistern befand ich mich gerade im Haus, als drei oder vier Soldaten plötzlich hereinstürmten und auf den Dachboden kletterten. Von dort warfen sie alles herunter, was ihnen in die Finger geriet, in einer Wut und Hast, die mich erstarren ließ vor diesen Männern, die ich bis dahin so nett gefunden hatte. Und nun wagten sie es sogar, ihre Gewehrkolben auf die Vorratsbehälter mit Feigen und Olivenöl krachen zu lassen. Die Tonkrüge brachen entzwei und unser wertvoller Jahresvorrat ergoss sich auf den Boden. Sekunden später standen wir bis zu den Knöcheln in einem Schlamm aus Olivenöl, Feigen, Getreide und Hülsenfrüchten. Das Gebaren der Soldaten war von unerhörter Wildheit. Nachdem sie das ganze Haus auf den Kopf gestellt hatten, führten sie uns nach draußen auf den Innenhof, hießen uns hinsetzen und gingen erneut hinein. Sie schienen etwas zu suchen, doch was konnte das sein?

Es war das Gewehr meines Vaters. In der kabyllischen Kultur besitzen Jagdwaffen einen besonderen Status. Die »kabyllische Muskete« hat eine lange Geschichte. Die oft aufwändig verzierten Gewehre waren der Stolz vieler Familienoberhäupter und die Jagd damit gehörte zum Alltagsgeschäft. Die Soldaten waren also gekommen, um Gewehre zu konfiszieren. Mein Vater war an diesem Tag nicht zu Hause. Dass das ein Glück gewesen war, sollten wir später leider noch erfahren.

Bei den folgenden Razzien wurden sämtliche Dorfbewohner auf dem zentralen Platz zusammengetrieben, ohne Rücksicht auf ihr Alter oder ihren Gesundheitszustand. Dabei entstand ein riesiger Tumult, aber nur solange, bis die Stimme des französischen Offiziers über den Platz schallte und alle abrupt verstummen ließ. Die Stimme rief ein Familienoberhaupt nach dem anderen auf. Es galt, gut hinzuhören, denn die Namen drangen mit französischen Akzent aus dem Megaphon. Wenn einer der Männer abwesend war, ohne einen Grund dafür angeben zu können, wurden die Angehörigen unter Druck gesetzt. Der Fehlende stand nun im Verdacht, zu den algerischen Kämpfern zu gehören, den »Fellagha«, wie es abfällig hieß. Wenn ein Name ausgerufen wurde, musste der Betreffende beide Hände

hochheben und »Prisa!« schreien. Gemeint war das für einen Kabysten schwierig auszusprechende »présent« – anwesend.

Was mich während dieser nun beinahe täglichen Appelle am meisten verstörte, waren die Gesichter der Frauen und Mädchen unseres Dorfes, die völlig entstellt aussahen. Hätte ich nicht jede von ihnen gekannt, wäre ich vor Angst davongelaufen. Denn sie hatten sich mit Kuhdung, Ruß, Asche und anderem Schmutz bedeckt, um ihre Schönheit zu verstecken und möglichst keine niederen Gelüste bei den Uniformierten auszulösen. Später erfuhr ich, dass diese Art, sich vor einem Missbrauch durch die Soldaten zu schützen, in der Kabylei weitverbreitet war. Es gab einen eigenen Ausdruck dafür: »aschemmet«, was so viel bedeutet wie »hässlich machen«. Später einmal, als wir morgens zusammen im Haus waren, hörte meine Mutter davon, dass sich eine Gruppe Soldaten nähern sollte. Sofort rief sie meine Schwester Fțuma, die damals etwa 15 Jahre alt war, und schrie sie so unbeherrscht an, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte: »Mach schnell, lauf! Geh und mach dich schmutzig! Beeile dich doch! Denkst du, dass sie frühmorgens zu einem Höflichkeitsbesuch kommen? Schmier dir Ruß oder Schlamm ins Gesicht, sonst sind deine Oberschenkel nachher mit Blut verschmiert!«

Eines Tages zu Mittagszeit hörten wir den lauten Widerhall eines Schusses. Wir hatten keine Soldaten gesehen. Doch der Schuss musste ganz in der Nähe abgefeuert worden sein, mitten im Dorf. Meine Freunde und ich brachen unser Spiel ab und rannten in die Richtung, aus der der Knall gekommen war. »Komm schnell! Da entlang!«, riefen wir uns zu. Doch auf dem Weg standen drei Männer, die uns nicht durchließen. Wir bettelten, wollten sehen, was da geschehen war. Doch sie blieben unnachgiebig: »Wir haben eine Schlange getötet. Da gibt es nichts zu sehen. Geht nach Hause! Aber dalli!« Sie drohten uns: »Wehe, jemand von euch läuft dorthin!«

Am nächsten Tag wurde ein Dorfbewohner beerdigt. Normalerweise sprach es sich herum, wenn jemand im Sterben lag. Doch dieses Mal war jemand gestorben, der weder krank noch alt gewesen war. Zuerst hieß es, dass er an einem tödlichen Schlangenbiss gestorben sei. Doch nachdem er unter der Erde war, kursierte ein anderes Gerücht: Er sei erschossen

worden. »Erschossen werden«: Davon hörte ich zum ersten Mal. Es war eine neue Art zu sterben.

Einige Tage später klärten die Weisen der Versammlung die Todesumstände auf und bestätigten das Gerücht. Dieser Mann habe den französischen Offizieren eine Liste aller Besitzer von Jagdgewehren zukommen lassen, und vielleicht noch wichtigere Informationen. Er sei für die Razzien und Zerstörungen verantwortlich gewesen. Danach war das Wort »Agumi« tagelang in aller Munde. So wurde das Vokabular der kabyllischen Sprache mit einem weiteren Begriff ergänzt. Er bedeutete so viel wie »Verräter«. Niemals hatte es in der Geschichte des Dorfs eine Neuigkeit gegeben, die sich so schnell verbreitete wie dieses neue Wort. Es bezeichnete jemanden, der heimlich mit den Franzosen kollaborierte, im Gegensatz zu den offiziell – und oft nicht freiwillig – rekrutierten Harkis. Ein »Agumi« sollte unerkant bleiben, um die Pläne der FLN ausspionieren zu können. Eine weitere beleidigende Bezeichnung für einen Verräter war das Wort »Axabit«. Sowohl Harkis als auch Agumis galten als Axabit und konnten jederzeit Opfer von Racheakten werden. Wer dem französischen Militär Informationen lieferte und als Agumi enttarnt wurde, für den war die neue Todesart »Erschießen« vorgesehen.

Die Weisen des Dorfes warnten die Dorfbewohner, dass »wichtige Veränderungen« anstünden. Man müsse sich auf einen längeren Krieg vorbereiten. Jede Familie solle von nun an einen finanziellen Beitrag zur Revolution leisten. Die Höhe des Beitrags variierte je nach ihrer materiellen Lage. Unser Leben wurde durcheinandergewirbelt. Zum Terror der französischen Armee kam jetzt der Druck von Seiten der kabyllischen Freiheitskämpfer, die den Aufrufen der FLN folgten oder eigene Operationen planten. Sie begannen, sich in die Angelegenheiten des Dorfes einzumischen, Männer einzuschüchtern und sie sogar zu zwingen, in den Untergrund zu gehen. So wurden die jungen Männer des Dorfes von zwei Seiten umworben und unter Druck gesetzt. Die FLN-Kämpfer bedrängten sie, sich ihnen anzuschließen, während die Franzosen zugleich begannen, alle ab 18 Jahren zum Militärdienst einzuziehen. Denn eine weitere Aufgabe der Agumis bestand darin, Listen der wehrfähigen Männer anzulegen. Nicht wenige von ihnen gingen deshalb fort und in den Untergrund, um einer möglichen Zwangsrekrutierung als »Harki« durch die französische Armee zu entgehen. In diesem Krieg mussten sie sich für eine Seite entscheiden.

Um die Dorfbewohner zu disziplinieren und genügend Geld für Waffenkäufe sammeln zu können, verbot die FLN kostspielige »Laster«, beispielsweise den Tabakkonsum, ob Zigaretten oder Kautabak. Die Kämpfer drohten harte Strafen an. Für Vergehen gegen diese Verbote sollten den Gesetzbrechern die Nase oder die Zunge abgeschnitten werden. In jeder Ecke tuschelten Frauen über die neuen Regeln. »Mein Mann versteckt seinen Kautabak unter den Dachziegeln. Er rührt ihn erst an, wenn es dunkel ist«, erzählte eine alte Nachbarin meiner Mutter.

1955 dienten etwa 50.000 französische Soldaten in Algerien und standen den vergleichsweise wenigen Kämpfern für die Unabhängigkeit gegenüber. Nach Gräueltaten auf beiden Seiten stockte die französische Regierung unter dem Sozialisten Guy Mollet die Truppenstärken erheblich auf und unterteilte das Land in vierhundert Militärbezirke, die jeweils von einer Armee-Einheit besetzt wurden.

Wahrscheinlich war es in diesem Zusammenhang, dass in Ibouhrene eine Kaserne gebaut wurde. Keine Fremdenlegionäre zogen dort ein, sondern reguläre Truppen und einige Harkis. Nun befanden sich französische Soldaten also permanent in unserer Nähe – und zugleich wuchs der Einfluss der Guerillakämpfer, die sich im Untergrund organisierten, für ihre Versorgung jedoch auf die Unterstützung der kabyllischen Familien angewiesen waren. So bedrängt von zwei Seiten veränderte sich das Leben im Dorf radikal. Angst und Misstrauen breitete sich aus. Statt geselliger Momente im Dorfgemeinschaftshaus kam es nur noch zu flüchtigen Zufallsbegegnungen in den Gassen; selbst diejenigen, die gewohnt waren, ihre Stimmen zu erheben, die Wohlhabenden und Einflussreichen, verstummten. Die Obere Versammlung war wie ausgestorben. Man zweifelte sogar am direkten Nachbarn. Die Männer im Dorf wurden beobachtet und ausgespäht. Die Frauen trafen sich nicht länger am Brunnen. Kaum jemand lächelte noch; alle Fröhlichkeit war verschwunden und die Gesichter zeigten einen mürrischen Ausdruck, die Stirnen von Sorgenfalten gezeichnet. Sobald wir unsere Aufgaben im Dorf oder auf den Feldern erledigt hatten, kehrten wir eilig nach Hause zurück.

In dieser unheilvollen Atmosphäre erreichten uns Nachrichten, dass sich jemand dem bewaffneten Kampf angeschlossen habe; ein anderer sei nach Frankreich ins Exil gegangen war, um nicht als Harki zu enden; ein Dritter sei einfach spurlos verschwunden. Das Geflüster klang unheilvoll: Der Nächste fiel als Agumi unter den Kugeln der Freiheitskämpfer, oder er

wurde von den französischen Streitkräften festgenommen, vielleicht erschossen.

Eines Tages überraschten uns die Soldaten schon in der Morgendämmerung. Von Lärm auf dem Innenhof wurden wir aus dem Schlaf gerissen. Unsere Eltern eilten hinaus, Vater voran. »Bleibt liegen! Bleibt liegen!«, riefen sie uns Kindern zu. Aber keiner von uns blieb liegen; zitternd vor Angst richteten wir uns auf. Wir hörten französische Stimmen, dann war es kurz still, bis eine Stimme auf Kabylish drohte: »Wo ist dein Jagdgewehr? Sag es sofort, sonst jage ich dir eine Kugel durch den Kopf!« Wir hörten ein Gerangel, einen Schmerzensschrei. Mein Vater schrie: »Ich habe kein Gewehr mehr! Ich habe es verkauft!« Dumpfe Schläge. Wir hörten das herzerreißende Weinen unserer Mutter. Spätestens jetzt, ohne zu verstehen, was draußen geschah, fingen auch wir an zu weinen, standen auf und rannten halbnackt und barfuß auf den Hof. Vater lag am Boden und krümmte sich, um ihn herum Soldaten, die ihm mit ihren schweren Schuhen abwechselnd, manchmal auch gleichzeitig Tritte versetzten. Auch ein Harki war darunter. Einer der Franzosen, ein großer schwarzer Soldat, nahm unseren Vater am Fuß und schleifte ihn in die Mitte des Hofes. Zum ersten Mal in unserem Leben sahen wir unseren Vater hilflos und gedemütigt. Er versuchte, seinen Kopf mit Armen und Händen vor den Fußtritten zu schützen. Sein Schnurrbart, den er mit Stolz und Sorgfalt trimmte, war blutverschmiert und schmutzig. Aus einer Wunde an seiner Stirn floss Blut. Er war mit dem Kopf gegen einen Haufen Steine geprallt, die wir für den Bau einer Außenküche bereitgestellt hatten. Wir weinten und schrien so laut wir konnten; wir wollten zu unserem Vater, aber die Soldaten stießen uns zurück, während sie immer wieder auf ihn eintraten. Zwischen den Tritten warf er uns Blicke zu, die ich in der Erinnerung deuten kann. Wie ich meinen Vater kenne, litt er wohl weniger unter den Verletzungen und Wunden, welche die Soldaten ihm beibrachten, als an der Erniedrigung, vor aller Augen am Boden zu liegen und sich nicht wehren zu können. Meine Mutter, die ihm zur Hilfe eilen wollte, wurde von den Soldaten so brutal gestoßen, dass auch sie zu Boden fiel. Wie lange die Soldaten auf unseren Vater einschlugen, weiß ich nicht. In meiner Erinnerung ist es ein nicht endender Augenblick.

Schließlich ließen sie von ihm ab. Er lag stöhnend in einer Blutlache; wir setzten uns um ihn herum. Da zog einer der Soldaten eine runde Platte und eine Eisenstange aus dem Rucksack und begann, daraus eine Art Schaufel

zu bauen. Wir schrien: »Jetzt wollen sie ihn töten!« Doch das taten sie nicht. Sie hatten etwas anderes vor, befahlen uns, auf dem Hof zu bleiben und liefen ins Haus. Der mit der »Schaufel« ging voran. Mit beiden Händen hielt er sie am Stiel fest und führte die runde Eisenplatte nah über den Boden, ohne ihn zu berühren. So suchte er alle Decken, Böden und sogar die Wände des Hauses ab. Dann kam er wieder heraus, immer noch mit dem Gerät in der Hand, und untersuchte den Innenhof Zentimeter für Zentimeter. Als er sich dem Haufen Bausteine näherte, die wir aufgeschichtet hatten, fing das Gerät an, zu summen. Er blieb stehen; die anderen Soldaten kamen und trugen den Steinhaufen ab. Sie stießen auf eine alte, stumpfe und verrostete Sichel, die zu nichts mehr zu gebrauchen war.

Was der Soldat benutzte, war ein Metallsuchgerät, das scheinbar gut funktioniert hatte. Doch das Gewehr, das sie suchten, fanden sie damit nicht. Sie schauten einander an, packten ihre Sachen und verließen uns. Kurz darauf hörten wir, wie sie ins Haus unserer Nachbarn stürmten.

Etwa zehn Jahre später, nach dem Krieg, als ich einmal in den Sommerferien nach Hause kam, entdeckte ich ein gebrauchtes Jagdgewehr. Bevor ich meinen Vater danach fragen konnte,klärte er mich auf: »Dieses Gewehr gehört mir schon lange. Ich habe es aus einem Versteck geholt. Du weißt doch, an dem Tag, als die französischen Soldaten mich auf dem Hof quälten, wollte die Armee sämtliche Jagdgewehre der Kabylen einsammeln. Ein Agumi aus dem Dorf hatte den Franzosen eine Liste der Männer gegeben, die ein solches Gewehr besaßen. Aber meines hatte ich schon lange zuvor im Wald versteckt.«

Bis zu seinem Tod im Jahr 1978 jagte mein Vater mit diesem Gewehr. Wie es die kabyllische Tradition vorschreibt, ging es in den Besitz meines ältesten Bruders über.